

Spiele und Lernen, sind das Gegensätze?

Ausgespielt?

Sind wir endlich da angekommen, unnütz verspielte Zeit in ergebnisorientierte Lernzeit verwandelt zu haben und damit Kinder frühzeitig und effektiv auf ihr zukünftiges Leben, nämlich die Schule vorzubereiten? Kann die „atomare Kriegsführung“, wie Amy Chua, Bestsellerautorin von „Mutter des Erfolgs“ ihre Form der Erziehung beschreibt nicht unser zukünftiges Leitbild sein, hat sie doch offenbar Erfolg damit, die Kinder dazu zu bringen, zu tun, was sie von ihnen will? Ist „je früher“ nicht „desto besser“? Sind Bildungsprogramme im Kindergarten nicht endlich das, was Kinder adäquat auf die Zukunft vorbereitet? Oder leiden die Kinder nicht vielmehr unter einem Spieldefizitsyndrom? Unter einem Naturdefizitsyndrom? Unter einem Sozialdefizitsyndrom? Nimmt nicht die Zahl der Kinder zu, die verhaltensauffällig, aufmerksamkeitsgestört, einsam und unglücklich sind? Haben wir vergessen, dass immer das ganze Kind in den Kindergarten kommt? Mit Körper, Seele und Geist? Und nicht nur der Kopf?

Bei der ganzen leidenschaftlich geführten Diskussion um die optimale Förderung der Kinder gewinnt man den Eindruck, dass die Hauptsache, das Kind, mit seinen ganz eigenen Entwicklungsgesetzmäßigkeiten, die universell das Leben der Kinder bestimmen und bestimmen, zunehmend außer Acht gelassen werden. Das wiederum öffnet Tür und Tor für die bizarrsten Theorien darüber, was für Kinder heute gut und richtig sein soll. Die Moden diesbezüglich ändern sich permanent und tragen zu der Verunsicherung der Eltern und Erzieher bei.

Herbert Renz-Polster plädiert in seinem sehr lesenswerten Buch: „Menschenkinder“ (München 2011) daher für eine „artgerechte Erziehung“ der Kinder unter Berücksichtigung eben dieser Gesetzmäßigkeiten.

Es ist hier nicht der Raum, darauf näher einzugehen. Ich möchte daher diese Gesetzmäßigkeiten vor allem unter dem Aspekt des kindlichen Spiels betrachten.

Was braucht das Kind für seine Entwicklung?

Der Mensch ist ein sich lebenslang entwickelndes Wesen.

Entwicklung vollzieht sich in Phasen oder Stufen. Am deutlichsten zeigt sich Entwicklung in der Kindheit. Das Kind muss sich einerseits zu einem sozialen Wesen entwickeln, das fähig ist, sich an und mit seiner Umwelt zu entwickeln, das allgemeine Regeln, von erzieherischen Maßgaben der Eltern bis zu staatlich geregelten Gesetzen einsieht und akzeptiert. Es soll zum Mitmenschen werden, der fähig ist, den anderen Menschen als ein individuelles Wesen zu sehen, der die Grenzen des anderen akzeptiert, der Mitleid empfinden kann und seine Kraft in den Dienst von anderen stellen kann.

Andererseits soll sich das Kind aber auch zu einem ganz individuellen Wesen entwickeln, zu einem Menschen, der seinen eigenen „roten Faden“ im Leben erkennen lernt, der seine eigenen Fähigkeiten einschätzen und weiterentwickeln kann, aber auch seine Beschränkungen kennt und akzeptieren kann.

Wie lernt das Kind all das?

Entscheidend sind die Erfahrungen der ersten Jahre für die weitere Entwicklung auch im Hinblick auf die Selbstachtung der Kinder. (Die Psychologie erkennt hier einen deutlichen Zusammenhang zu den Bindungserfahrungen).

Für seine Entwicklung in den ersten Jahren, ebenso aber auch später, benötigt das Kind nicht nur stabile Beziehungen und eigene Zeiträume zu seiner Entfaltung, sondern auch Lebens- und Entwicklungsräume im Sinne von Seelenräumen. Gemeint ist der seelische Raum, der Schutz und Halt vermittelt, einmal durch Grenzsetzung von Seiten der Erwachsenen, der aber auch entsteht durch Rituale, durch Struktur und Rhythmus, der gleichzeitig Entfaltungsraum ist, indem der Erwachsene Wärme gibt, Zuwendung, Anteilnahme und Spielraum. Der Erwachsene ist hier auch aufgerufen, in diesem Raum die für das Kind in seiner jeweiligen Entwicklungsphase nötige Nähe, aber auch die nötige Distanz herzustellen. Insbesondere die Frage, wie viel Raum das Kind für sich braucht und wie es sich diesen schafft, verlangt viel Einfühlungsvermögen des Erwachsenen. Unabdingbar für das konzentrierte, hingebungsvolle Spiel des Kindes ist das Gefühl von Sicherheit, das der anwesende Erwachsene ihm vermittelt.

Ein Kind braucht seine eigene Zeit für seine Entwicklung, es lernt das, was seiner Entwicklung gemäß ist von alleine, wenn es mit der nötigen Geduld und Ruhe begleitet wird und wenn man ihm seine Umgebung so gestaltet, dass es eigene Erfahrungen machen kann.

Für das Spielverhalten des Kindes gilt: Das Kind ist mit drei Jahren in der Lage, das Spiel als Lebensbewältigung und Existenzsicherung zu nutzen. Vorher war das Kind stärker interessiert an den Tätigkeiten der Erwachsenen, die es sich im nachahmenden Spiel zu eigen gemacht hat. Das Spiel wird nun im Zusammenhang mit anderen Kindern nach und nach von einem Nebeneinander zu einem Miteinander. Das Kind erwirbt sich soziale Fähigkeiten. Es kann jetzt ausdauernd spielen und je näher es dem Schulalter kommt, desto planvoller spielt es auch. Es weiß dann bereits am Morgen, womit es sich im Kindergarten beschäftigen will. Vorher ließ sich das Kind stärker von dem anregen, was um es herum geschah.

Ab dem Schulalter treten die Eltern mehr in den Hintergrund, da ist es die geliebte Lehrerin, die weiß, „wie es richtig geht“, oder auch andere Erwachsene. Die Freunde nehmen einen immer wichtigeren Platz im Leben des Kindes ein. Von ihrem Urteil hängt jetzt viel ab. Die Wertschätzung der Kameraden wird wesentlich für das Selbstkonzept des Kindes.

Jetzt hat das Kind bei gut verlaufener bisheriger Entwicklung eine solide Basis, sich auch intellektuelles Wissen anzueignen. Jetzt kann es anfänglich verantwortungsvolle Aufgaben auch im häuslichen Bereich übernehmen. Aber auch gerade jetzt, wo viele verschiedene Eindrücke auf es einströmen und Anforderungen auf das Kind zukommen, braucht es Zeit, um das alles spielerisch verarbeiten zu können.

Recht auf Spiel

Nicht von ungefähr ist das Recht auf Spiel Teil der inzwischen auch in Deutschland ratifizierten UN-Kinderrechtskonvention. Es sollte uns zu denken geben, dass der UN-Experte und Sonderberichterstatter Muñoz auf der 4. Sitzung des UN-Rates 2007 Bedenken äußerte, dass die vorschulische Bildung in Deutschland zu sehr „formalisiert und so das Spiel als pädagogisches Mittel und Grundrecht abgeschafft werde“.¹

Wenn man von Entwicklung spricht, stellt sich natürlich unmittelbar die Frage nach der Zielsetzung. Wohin will, wohin soll sich das Kind, der junge Mensch entwickeln? Philosophisch gesprochen würde ich es so formulieren: Als das Ziel der menschlichen Entwicklung gilt in meinen Augen die Freiheit als diejenige Eigenschaft, die uns am meisten vom Tier unterscheidet. Frei von Instinktverhalten, Trieben und Begierden, frei auch von Außeneinflüssen jeder Art, frei, selbstbestimmt und eigenverantwortlich die als notwendig erachteten Aufgaben, die das Leben stellt, zu meistern.

So gesehen bleiben wir immer in Entwicklung begriffene Individuen.

¹ Quelle: Süddeutsche Zeitung Nr. 68

Wie erkenne ich als Erziehender, was das Kind braucht für seine individuelle Entwicklung? Sicher nicht ein vorgegebenes Lernprogramm, das für alle Kinder das gleiche zur gleichen Zeit vorsieht.

Die unabdingbare Voraussetzung des Erwachsenen für gelingende Erziehung hierfür heißt vielmehr „wahr-nehmen“ und zwar im eigentlichen Wortsinn. Es bedeutet, das Kind in seinem eigentlichen Wesen zu erkennen, Abstand zu nehmen von den eigenen Vorstellungen, von den Wünschen darüber, wie man das Kind gerne hätte, von Vorurteilen, und seien sie noch so positiv. Hingegen muss man einen unverstellten Blick gewinnen und das Kind betrachten mit den Fragen:

Wer bist du? Was brauchst du? Wo willst du hin? Was brauchst du von mir? Was verlangt die Situation? Wohin geht dein Interesse? Welches ist die Aufgabe, die du dir gerade vorgenommen hast?

Lernprogramme stehen dem eigentlich grundsätzlich im Wege, wenn sie die Lernziele im Vorhinein bestimmen, ebenso wie Erziehungsratgeber, die versprechen, für jede Situation eine Pauschallösung parat zu haben. Was der Erwachsene aber braucht, um sich auf diese Weise auf ein Kind einzulassen, um seine Einzigartigkeit zu erkennen, ist Muße und Aufmerksamkeit. Einfach ist das sicherlich nicht, wenn man bedenkt, unter welchem Zeitdruck heute die Familien stehen, wenn beide Eltern Vollzeit arbeiten wollen oder müssen, wenn die zur Verfügung stehende Zeit, ohne Programm, immer knapper wird. Wie sollen Erzieherinnen in Kitas, die oft hoffnungslos überfüllt sind, weil es an Personal mangelt, noch ausreichend Zeit für die Bedürfnisse des einzelnen Kindes aufbringen? Denn, um nicht falsch verstanden zu werden: einfach die Kinder machen lassen ist nicht generell die bessere Alternative dazu, das Lernen von Anfang an zu verschulen. Nur aus der genauen Wahrnehmung dessen, was ich am Kind und seinem Tun beobachte, kann ich sein Tun und damit sein Lernen unterstützen.

Nun gibt es aber noch einen wesentlichen Aspekt, der in der Betrachtung des Spiels oft etwas vernachlässigt wird: das freie Spiel als Lebensbewältigung.

Kinder sind vielfältigen Eindrücken ausgesetzt, Eindrücken, die sich nur schwer verarbeiten können, die ihre Seele belasten. Sie haben noch nicht die Fähigkeit, diese Eindrücke ausreichend verbalisieren oder reflektieren zu können, aber sie haben ein adäquates Mittel: das Spiel.

Seelenerlebnisse, die nicht verarbeitet sind, nisten sich im Seelenleben des Kindes ein und wirken krankmachend. Wenn der Atmungsprozess zwischen Seele und Welt, der das Gefühlsleben ausmacht, durch zu starke Eindrücke von außen gestört ist, hat das zur Folge, dass das Kind dann nur Außenwelt aufnimmt, sie aber sozusagen nicht „ausatmen“ kann. Die meisten Kinder können Eindrücke, solange sie nicht übermächtig werden, im freien Spiel bearbeiten, verwandeln, handhabbar machen, dazu Distanz gewinnen. Spiel ist die Quelle von Selbstwirksamkeitserfahrungen.

Über das Spiel kann das Kind sein Gefühlsleben ordnen, es kann gemachte Erfahrungen integrieren und zukünftige Ereignisse antizipieren.

Was Kinder alles können sollen

Kinder haben - mit unserer Hilfe - den schwierigen Balanceakt zu meistern, einerseits zu sozialen Wesen und andererseits zu individuellen Wesen zu werden.

Wir haben als Erzieher für die leibliche, seelische und geistige Gesundheit der Kinder Sorge zu tragen. Sie sollen sich zu selbständigen und selbstbestimmten Menschen entwickeln können, die sich eigene Ziele zu setzen vermögen, die die in ihnen liegenden Möglichkeiten

und Fähigkeiten entdecken und erweitern können, die Entdeckerfreude und Weltinteresse entwickeln und zu schöpferischem Handeln fähig sind. Denn *sie* sind es, die Zukunft gestalten werden. Wir wissen nicht, wie die Zukunft aussehen wird, deshalb ist das, was wir an Faktenwissen vermitteln können zweitrangig gegenüber der Fähigkeit, eigenständig denken zu lernen und für Probleme kreative Lösungsmöglichkeiten zu finden.

Wie wir aus der Hirnforschung wissen, sind die synaptischen Verbindungen der Nervenzellen untereinander, dort wo es um Aufmerksamkeit, Planen und das Selbstbild geht, zwischen dem 3. und dem 6. Lebensjahr am vielfältigsten und entwicklungsfähigsten. Die Verbindungen, die nicht gebraucht werden, werden wieder aufgelöst, wenn sie nicht angeregt und benützt werden. Die Möglichkeit, neue Synapsen zu bilden und zu verknüpfen, ist in der Kindheit und Jugend am größten. Deshalb braucht das Kind viele unterschiedliche Anregungen durch wiederkehrende Tätigkeiten, die es nachahmen kann, zur Stabilisierung der Synapsenverbindungen und Ausreifung der Gehirnstrukturen. Wohlgedenkt: „Tätigkeit“, also das eigene Tun ist hier das Schlüsselwort, nicht „hören“ oder „sehen“.

Zur Frage der Nachahmung äußert sich ergänzend dazu Daniel Goleman, der durch seinen Blick auf die emotionale Intelligenz des Menschen bekannt gewordene Autor, in seinem neuesten Buch „Soziale Intelligenz“ wie folgt: „Es gibt eine Vielzahl von Systemen mit Spiegelneuronen im Gehirn, nicht nur für die Imitation von Bewegungen, sondern auch für das Erfassen von Absichten, für die Interpretation des sozialen Sinns von Handlungen und für das Entziffern von Gefühlen.“² Er zitiert in diesem Zusammenhang auch den amerikanischen Psychologen Daniel Stern, der die Meinung vertritt, dass die für die Nachahmung zuständigen Neuronen immer dann im Spiel seien, wenn wir den inneren Zustand einer anderen Person erfassen oder ihre Gefühle nachempfinden.

Vielleicht gibt diese Aussage auch einen Hinweis darauf, weshalb Pädagogen bemerken, dass Kinder zunehmend weniger in der Lage sind, Erwachsene nachzuahmen: In dem Maße, in dem sich der Erwachsene nicht mehr ganz mit seinem Tun verbindet, z. B. weil er gedanklich bei anderen Dingen ist, oder gar verschiedene Dinge gleichzeitig tut, müsste – denkt man die Aussage Daniel Sterns weiter – Verwirrung bei dem beobachtenden Kind entstehen und es würde damit an der Nachahmung gehindert. Ein anderes Hindernis für die Nachahmung ist die für das Kind undurchschaubare Tätigkeit, beispielsweise durch den Gebrauch technischer Geräte, an sich.

Kinder lernen immer bei all ihrem Tun.

„Lernen ist im Vorschulalter kein zentraler, sondern ein peripherer Prozess. Das Kind lernt nicht in der Distanz seiner selbst zu den Ereignissen, sondern in der Eingebundenheit in diese“³, so der Dortmunder Diplompädagoge Wolfgang Saßmannshausen. Nur mit Hilfe der sinnlichen Wahrnehmung erlebt das Kind den Sinn, der den Erscheinungen innewohnt.

Hat das Kind im Vorschulalter ausreichend Gelegenheit, mit all seinen Sinnen Erfahrungen zu machen, nach dem Motto: „Probieren geht über studieren“, ist es in der Lage, als Schulkind das, was es in den ersten Lebensjahren im Spiel erprobt und erfahren hat, als Gesetzmäßigkeit zu erkennen.

² Daniel Goleman, Soziale Intelligenz, S. 69

³ Wolfgang Saßmannshausen in: Fängt der frühe Vogel den Wurm? Waldorf, Forum der Freien Waldorfschulen in Baden- Württemberg, Nr.19, 2007, S. 6

Pädagogische Frühförderung findet gerade da nicht in adäquater Weise statt, wo intellektuelles Wissen im Vordergrund steht. In der Folge der erschreckenden Ergebnisse der Pisa-Studie wird gerade dieser Schluss aber gezogen.

Selbstwirksamkeitserfahrungen („ich kann das“) über das freie Spielen und Gestalten, die Freude am Tun und am Gelingen schafft eine lebenslange Motivation, Dinge auszuprobieren, Mut zu Neuem zu entwickeln und konzentriert bei der Sache zu bleiben. Wenn Kinder immer wieder eigene Lösungsmöglichkeiten für die selbst gestellten Aufgaben entwickeln konnten, entwickeln sie Handlungskompetenz auch für Aufgaben, die sich in der Zukunft stellen werden. Erleben die Kinder vor allem in der frühen Kindheit dabei Erwachsene, die ihr Spiel mit Interesse begleiten, die die Wichtigkeit der kindlichen Aktivität sehen, die die Kinder ermuntern und anregen, so erlebt das Kind Freude und Bestätigung. Oder wie es der Pädagoge Karl Gebauer ausdrückt: „Kinder brauchen Erfolg durch Urheberschaft und Resonanz“.⁴

Dadurch können sich kognitive und emotionale Erlebnisse verbinden und es entwickelt sich daraus, so die Neurobiologen, ein differenziertes neuronales Netzwerk. Damit werden Grundlagen gelegt für die kognitiv-psychosoziale Kompetenz.

Warum Lernspiele keine Spiele sind

Lernen, bunt verpackt als „Lernspiel“ hat mit Spielen wenig zu tun. Hier wird das eigentliche Spiel funktionalisiert. Was genau zeichnet das Spiel denn aus? Fragen wir die Spielforscher:

Am hilfreichsten zum Verständnis des Spiels sind vielleicht die Merkmale, die Scheuerl⁵ herausgearbeitet hat. Die wichtigsten sind:

- Spiel ist frei von Ziel- und Zwecksetzungen, die von außen kommen,
- es hat sein Ziel in sich,
- es findet im Bereich des „als-ob“ statt,
- um seinen inneren Freiraum erhalten zu können, muss es nach außen abgeschlossen sein,
- Spiel findet immer im Hier und Jetzt statt.

Halten wir fest: Das Spiel, von dem hier die ganze Zeit die Rede ist und das verantwortlich gemacht wird für die Entwicklung von körperlichen, seelischen und geistigen Fähigkeiten des Kindes, die Art von Spiel, die emotionale und soziale Reifung ermöglicht, ist eben gerade nicht ein vom Erwachsenen intendiertes Spiel, sondern es ist eines vom Kinde motiviertes, zweckfreies, spontanes.

Die tätigkeitzentrierte Motivation, das Fluss-erleben (flow), wie es Csikszentmihaly⁶ genannt hat, wird in der neueren Spielforschung hervorgehoben: Die Erfahrung beim Spiel sei die, so der Psychologe, dass man sich optimal beansprucht fühle, der Handlungsablauf glatt und flüssig vonstatten gehe, die Konzentration von selbst erfolge, das Zeiterleben ausgeschaltet sei und man selbst erlebe sich nicht abgehoben vom Tun, sondern gehe in ihm auf.

Diese Definition verweist insbesondere auf die Verwandtschaft des Spiels mit jedem anderen kreativen Prozess, sei es in der Wissenschaft, der Forschung oder der Kunst.

⁴ Vortrag vom 16.3.07, gehalten im Kloster Marienberg

⁵ Hans Scheuerl, Beiträge zur Theorie des Spiels

⁶ Mihaly Csikszentmihaly, Das Flow-Erlebnis

Kreatives Handeln in diesen Bereichen wird selbstverständlich als notwendig erkannt, der Umkehrschluss ist nicht gleichermaßen eindeutig.

„Der Erwachsene arbeitet, das Kind spielt“: heißt dies, dass das, was der Erwachsene tut, Ernst ist, das aber, was das Kind tut, nur Zeitvertreib?

Wenn man die Diskussion um die Frühförderung unserer Kinder verfolgt, könnte man zu diesem Schluss kommen. Will allerdings der Mensch seiner Zeit gerecht werden, muss er seine in ihm wohnenden schöpferischen Kräfte in seiner Arbeit ebenso wie in seiner Freizeit zur Entfaltung bringen, denn das ist es, was die heutige, sich ständig verändernde Zeit verlangt, nicht nur damit der Mensch sich selber realisieren kann, sondern weil er in Zukunft nicht mehr anders bestehen können wird.

Beobachten wir ein gesundes Kind beim Spielen, so können wir erleben, wie es völlig versunken in seiner Tätigkeit aufgeht. Gisela Ammon zieht daraus folgenden Schluss:

„Wir müssen annehmen, dass das intensive und konzentrierte Spielen in der Kindheit die konzentrierte Kraft und Hingabefähigkeit der Arbeit des erwachsenen Menschen nach sich zieht“⁷.

Das sollte uns zu denken geben im Hinblick auf den von allen Erziehern und Lehrern beklagten zunehmenden Konzentrationsmangel der Kinder, ihr schlechtes Durchhaltevermögen und ihre mangelnde Frustrationstoleranz.

Eigentlich ist es bedauerlich, dass die Bezeichnung „Kindergärtnerin“ ersetzt wurde durch die der „Erzieherin“. Mit dem Garten, in dem man den jungen Pflänzchen zum Wachsen verhilft, wird viel schöner ausgedrückt, was in diesem umfassenden Sinne mit frühkindlicher Erziehung gemeint sein könnte: eine behutsame, nicht-direktive Begleitung, ein Abschirmen vor negativen Einflüssen, Aufmerksamkeit und Unterstützung, Geduld und Fürsorge, damit das Kind wachsen und reifen kann. *Er-ziehe* ich, weiß ich schon, wohin ich ziehen will, möglicherweise ungeachtet dessen, was das Kind als Individualität gerade braucht und wohin es sich entfalten will. Einen Garten assoziiert man mit Draußen-sein, mit Frische, Bewegung und vielfältigen Sinneseindrücken, mit Fröhlichkeit und ungeheuren Erfahrungsmöglichkeiten, mit Tätigsein und einer Gärtnerin, die ihren Garten liebt. Deshalb bleibt zu hoffen, dass die Erzieher und Erzieherinnen in diesem Sinne immer noch Kindergärtner und Kindergärtnerinnen bleiben. Und es bleibt zu hoffen, dass man denselben, deren Zeit momentan vor zunehmend anspruchsvolleren bürokratischen Aufgaben in Anspruch genommen werden, die Zeit, die sie eigentlich beim Kind verbringen sollen und wollen, wieder zurückgibt. Nicht damit „alles beim Alten bleibt“, sondern damit sie sich ihren wesentlichen Aufgabe widmen können.

Dazu wäre es allerdings wichtig, den Menschen, die die bedeutsamste Aufgabe für unsere Zukunft verrichten, nämlich die Erziehung des kleinen Kindes, endlich den Stellenwert einräumt, der ihnen zusteht und ihnen die Freiräume schafft, der es ihnen erlaubt mit gut geschultem pädagogischen Blick die gesunde Entwicklung der Kinder zu begleiten.

⁷ in Petzold (Hg.), Puppen und Puppenspiel in der Psychotherapie, S.73